

Leveresen. Sinstorf. Lürade. Stelle. Karoxbostel. Ich sitze im Bahnabteil. Am Fenster verrauschen Formen und Farben zu langgezogenen Schlieren, als würde ich durch eine wirbelnde Farbtrommel rasen. Ein nie endender Strom aus Kleinstädten saust an mir vorbei. Rahle. Klötze. Dolle. Sprötze. Hodenhagen. Das Land ist übersät mit diesen Nestern, die so austauschbar sind, wie ihre Bewohner. Das Land besteht aus fast nichts anderem als diesen Quetschkommunen, durchbrochen von Kohl- und Kartoffelfeldern. Dazwischen Leere. Nichts als Leere. Leerer als nichts. Ein Fluss nie versiegender Ödnis: Rosche. Bassum. Kläden. Geese. Meckelfeld.

Hier bin ich geboren. Doch hat es mich irgendwann fortgetrieben, mit großen Schritten in die Welt hinaus – zumindest bis in die nächstgelegene Großstadt, die wie ein Leuchtturm aus dem weitverzweigten Netz der Hohlheit herausragt. Nun also zurück aufs Land. Mein Bruder bat mich, mich um den Verkauf der Bruchbude im Fichtenweg zu kümmern. Er hatte unser früheres Elternhaus schon vor Monaten mit seiner neuen Frau und den Kindern leergeräumt und die letzten Habseligkeiten meiner Mutter zur Mülldeponie gekarrt. Das Haus ist in einem erbärmlichen Zustand, die Schande der Straße, schimpfen die Nachbarn.

Die Bremsen werden angezogen, plötzlich werden die Schlieren kürzer, verdichten sich zu unscharfen Farbtupfern, wie eine impressionistische Landschaftsmalerei, bis ich die Welt schließlich wieder klar durchs Fenster sehen kann. Immer tiefer werde ich hineingeschoben, bis zum zentralen Knotenpunkt des dörflichen Nervensystems – dem Meckelfelder Bahnhof. Ich schaue in die kleinen Straßen, die sich entlang der Bahngleise zerstreuen. All diese mir wohl bekannten Winkel verstricken sich zu einem dichten, eng verwobenen Vorhang, der über meinen Erinnerungen liegt. Doch der Stoff ist zu schwer, um den Schleier zu lüften. Die Erinnerungen liegen verborgen im Schatten. Mir bleiben zur Orientierung nur die Umrisse der Fassaden, ein Profil des Vertrauten, wie das Scherenschnittporträt eines alten Bekannten.

Ich steige die Stufen des Waggons mit zögerlichen Schritten herab und bewege mich durch die verlassenen Gassen. Ich passiere meine alte Grundschule, die gerade saniert wird. Die Backsteinwände sind von einem klapprigen Baugerüst eingefasst. Früher hieß sie schlicht Meckelfelder Grundschule, ein Schild über dem Eingang verweist jetzt auf die neuen, visionären Erziehungskonzepte im Ort: „Wilhelm Busch-Schule“.

Ich bleibe kurz vorm Kaugummiautomaten an der Ecke des Pausenhofs stehen. Das schmale Sichtfenster ist vergittert, sodass keiner der kleinen Strolche auf die Idee kommt, das

Plexiglas aufzubrechen und mit der bunten Beute zu fliehen. Die Scheibe ist verkohlt, seit einer meiner Mitschüler mal ein Streichholz drangehalten hat. Er hatte sie seinen Eltern aus der Küchenschublade geklaut. Bei uns brachte ihm das an Ehrfurcht schürfende Anerkennung durch Schulterklopfer ein, zu Hause eine Tracht Prügel. Vermutlich liegt in dem Automaten noch dieselbe Kaumasse, wie in meiner Jugend, und wer am schwarzen Griff dreht, dem kommt jetzt eine verblichene, poröse Kugel entgegen gekullert, die sofort zu Staub zerfällt.

Eine bucklige Frau kehrt vor ihrer Einfahrt, müde bewegt sie den Besen vor und zurück, ohne aufzusehen. Den Asphalt durchziehen mir wohl bekannte Risse, wie feine Äderchen, die sich zu einem unüberschaubaren Labyrinth verästeln. Die meisten Häuser hier sehen gleich aus: Die Front weiß gestrichen, gewellte Pressdachziegel zur Abdeckung und Fenster mit dunkel gebeizter Mahagoni-Optik – die Uniform provinzieller Kleinmeisterei. Das wahre Ausmaß geistiger Verkümmerng würde sich erst beim Blick hinter die Fassade zeigen, doch alle schützen sich mit vergilbten Spitzengardinen vor meinen Blicken. Nur die Vorgärten bieten in beschränktem Maß Raum zur Entfaltung kreativer Einfalt: Hier ein augenzwinkernder Gartenzwerg, dem die Farbe von der Latzhose blättert, dort ein verkalkter Springbrunnen, in dessen Becken das Herbstlaub langsam verwest.

Ich biege in den Fichtenweg ein, stolpere über dieselben unebenen Steinplatten, auf denen ich holprig das Fahrradfahren erlernt habe, das Sackhüpfen überstand und das Rollschuhlaufen mit aufgeschürften Knien frustriert aufgab.

Das letzte Mal schleppte ich mich mit schweren Schritten über diesen Weg, die Kanten der Umzugskartons schnitten in meine Hände, die steif und rissig waren von der Winterkälte. Meine Mutter stand gebrechlich am Küchenfenster und sah mir zu, wie ich die Kisten in den Transporter hievte. Ich blickte mich nicht um, doch ich weiß, dass sie dastand, das sorgenvolle Gesicht verborgen hinter den Spitzengardinen.

Vor dem letzten Haus in der Straße bleibe ich stehen. Ein Schild am morschen Gartenzaun verrät, dass es zum Verkauf steht. Die Fassade ist schimmelig grau, im Würgegriff von Flechten und Moos, ein paar der gewellten Dachziegel fehlen und liegen zerbrochen im kniehohen Gras ums Haus verstreut. Verrottetes Mahagoni-Imitat fasst stumpfe Fenster ein, durch die man das leere Wohngerippe im Inneren nur erahnen kann. Zerbrechlich steht mein altes zu Hause da, dem Zusammenfall nah. Ich öffne das quietschende Tor, das nur noch schief in einer rostigen Angel hängt, gehe über den schmalen Kiesweg, der bei jedem Schritt

leise knirscht. Links und rechts bedrängen mich Disteln und Brenneseln, die ihre scharfen Arme wie Sensen bis zu den ersten Steinstufen des Treppenabsatzes ausstrecken.

Ich stehe einen Moment unbeweglich vor der Haustür, schaue nochmal auf das, was mal der Vorgarten meines Elternhauses war. Dann ziehe den Schlüssel aus meiner Hosentasche hervor, stecke ihn ins Schloss, wie schon tausende Male zuvor, und drehe ihn um. Als der Riegel mit dem vertrauten, metallischen Klicken zurückschnappt, weiß ich, dass ich dieses Haus niemals verkaufen werde. Ich betrete den finsternen Windfang, wie eine Gruft. Endlich daheim.